

Ruf des Lebens

Evelyn
Prentis

ZEIT DES AUFBRUCHS



aufbau *digital*

Evelyn
Prentis

Ruf des Lebens

ZEIT DES AUFBRUCHS



aufbau *digital*



Über das Buch

Ich bin nicht die geborene Krankenschwester. Nicht jede ist zur Krankenschwester berufen, egal, wie sehr sie sich auch in diese Arbeit stürzt. Passionierte Krankenschwestern dagegen sind leicht zu erkennen. Sie tragen eine Leidenschaft und Kraft in sich, die sie nie zu verlassen scheint - so verzweifelt die Umstände auch sein mögen.

1934 beginnt die junge Evelyn Prentis im Krankenhaus von Nottingham ihre Ausbildung zur Krankenschwester. Weniger weil es ihr Traum ist, sondern vielmehr auf Drängen ihrer Mutter, die ihre Tochter versorgt wissen möchte.

Schon bald lernt Evelyn den rauen und harten Krankenhausalltag kennen. Sie muss kochen, putzen, waschen und dabei stets die strenge Hierarchie der Schwestern beachten. Doch zwischen all der Arbeit, der Schikane und den vielen traurigen Schicksalen, erlebt Evelyn auch immer wieder Momente der Hoffnung und des Glücks ...

Die ergreifenden Memoiren der englischen Krankenschwester Evelyn Prentis als deutsche Erstausgabe. Für alle Fans von Donna Douglas und der TV-

Serie »Call the Midwife«. Alle Titel der Reihe können unabhängig voneinander gelesen werden.

Über Evelyn Prentis

Evelyn Prentis, geboren 1915, wuchs in Lincolnshire auf. Mit achtzehn Jahren verließ sie ihr Elternhaus, um eine Ausbildung zur Krankenschwester zu absolvieren. Während des Zweiten Weltkrieges zog sie nach London, heiratete und gründete eine Familie. Sie starb 2001 im Alter von fünfundachtzig Jahren. Über ihr Leben als Krankenschwester hat sie mehrere Bücher geschrieben. Ruf des Lebens - Zeit des Aufbruchs ist der erste Titel dieser Buchreihe.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>


Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Evelyn Prentis

Ruf des Lebens - Zeit des Aufbruchs

Übersetzt aus dem Englischen von Cécile G. Lecaux

 aufbau *digital*

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch
Newsletter

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Impressum

*Für Elizabeth, Zoe,
Robert und Madeleine*

Mein Leben als Krankenschwesternschülerin in den 1930er Jahren

Kapitel 1

Ich möchte gleich zu Beginn meiner Geschichte betonen, dass es kein Kindheitstraum von mir war, Krankenschwester zu werden. Nicht jedes kleine Mädchen ist für diese Aufgabe geschaffen. Und auch nicht jede Krankenschwester, egal wie hingebungsvoll sie sich ihrer Aufgabe widmet, nachdem sie sich für diese Laufbahn entschieden hat. Man erkennt gleich, ob jemand eine »geborene« Krankenschwester ist. Diese Frauen besitzen eine Entschlossenheit und einen Mut, die sie auch in den scheinbar ausweglosesten Situationen nicht im Stich lassen. Sie sind zu beneiden.

Mütter von geborenen Krankenschwestern sind ebenso leicht auszumachen. Sie schwelgen stundenlang in Erinnerungen, wie ihre Tochter schon als kleines Mädchen Doktor und Krankenschwester gespielt und ihre verletzten Puppen und kranken Teddybären verarztet und gesund gepflegt hat.

Ich für meinen Teil habe nichts dergleichen getan. Ich habe in meinem ganzen Leben keiner Puppe einen Verband angelegt.

Es war meine Mutter, die beschloss, dass ich Krankenschwester werden sollte. Der Einfall kam ihr eines

Nachmittags beim Brotbacken. Sie backte jeden Freitag Brot. Montags wurde, egal bei welchem Wetter, gewaschen und gemangelt, und sie ging erst zu Bett, wenn auch das letzte Taschentuch sauber und glatt war. Egal was geschah, an einem Montag musste alles warten, bis auch das letzte Wäschestück gebügelt, gefaltet und in den Schrank geräumt war. Dienstags waren die Schlafzimmer dran, eine Aufgabe, die den ganzen Tag in Anspruch nahm. Mittwochs schrubbte, scheuerte und polierte sie mit bloßen Händen, wie sie selbst stolz betonte, jede Oberfläche im Haus bis in den letzten Winkel, auch in den Zimmern, die sie schon tags zuvor gewienert hatte. Donnerstags fing sie dann nochmal von vorne an, für den Fall, dass sie am Vortag ein Staubkörnchen übersehen hatte, wobei sie jetzt sogar noch sorgfältiger wischte, weil der Staub am Freitag, dem Backtag, ungehindert alles wieder verschmutzen würde. Das Backen beanspruchte, wie das Säubern der Schlafzimmer, fast den ganzen Tag.

Neben Brot wurden freitags große Mengen an Pies, Kuchen und sonstigem Gebäck auf Vorrat gebacken. Mein Vater aß reichlich und nahrhaft, und er mochte die Ränder etwas dunkler gebacken, was meine Mutter bei der Zubereitung beherzigte. Je nach Qualität der Holzkohle und Windrichtung wurde unser Ofen zuweilen etwas heiß. Dann wieder kam es vor, dass aus irgendeinem Grund das Gebäck nach der Garzeit noch ebenso blass war wie beim

Hineinschieben in die Röhre, nur deutlich härter. So wie vieles in unserem Leben bargen eben auch die Backtage allerlei Unwägbarkeiten.

An jenem Nachmittag war ich in der Schule wieder einmal auf meine Berufsausbildung angesprochen worden, ein Thema, das die Schulleiterin schon länger beschäftigte.

»Du musst, wenn du heimkommst, mit deiner Mutter darüber reden«, sagte sie streng. »Sag ihr, dass du dich entschieden hast, Lehrerin zu werden.«

Das hatte ich keineswegs. Das war allein ihre Idee, und obwohl sie ihr Bestes getan hatte, um mich zu überzeugen, war ich alles andere als begeistert. Mir war nur eins zweifelsfrei klar: Sie wollte mich loswerden, und zwar schnell. Das war nachvollziehbar, denke ich. Ich war schon siebzehn und ein gut gebautes junges Mädchen. Die sechste Klasse platzte fast aus den Nähten vor gut entwickelten Siebzehnjährigen. Wahrscheinlich brauchte sie schlicht den Platz.

Was immer ihre Gründe sein mochten, sie hatte ihren Standpunkt unmissverständlich kundgetan und mich endlich davon überzeugt, dass es höchste Zeit war, meiner Mutter klarzumachen, dass ich Lehrerin werden wolle. Allein die Vorstellung machte mir Angst. Niemand machte meiner Mutter etwas klar, schon gar nicht ich.

»Wenn hier jemand etwas zu sagen hat, dann bin ich das!«, hatte ich oft genug gehört, um zu wissen, dass sie es

ernst meinte. Entsprechend kurz, schroff und entschieden fiel dann auch ihre Reaktion aus. »Unsinn«, sagte sie knapp und widmete sich dann weiter ihrem Brot, während ich nervös dastand und wartete, dass sie mir ihre Pläne zum Thema Ausbildung mitteilte. Gerade als ich dachte, sie hätte dazu nichts mehr zu sagen, wischte sie sich die Hände an einem Mehlsack ab, strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht und sah mich stirnrunzelnd an.

»Ich habe auch schon darüber nachgedacht«, sagte sie. »Ich halte nicht viel davon, wenn du Lehrerin wirst. Das Studium kostet eine Stange Geld, und wir haben keinen Goldesel. Eine Ausbildung zur Krankenschwester wäre viel vernünftiger. Du würdest von Anfang an Geld verdienen und auch gepflegt. Außerdem steht Krankenpflege einer Dame besser zu Gesicht«, fügte sie hinzu, ehe sie sich wieder ihrem Teig zuwandte. Damit war die Entscheidung gefallen.

Meine Mutter legte großen Wert auf damenhaftes Benehmen. Sie hatte viel Zeit und Mühe investiert, um aus mir eine Dame zu machen. Dass das Projekt von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen war, war nicht ihre Schuld. Ich hatte schlicht nicht das Zeug dazu.

Die Einschränkungen, die mir das besagte damenhafte Benehmen auferlegte, waren mir stets verhasst. Es ging mir gegen den Strich, auf so vieles verzichten zu müssen, das Spaß machte, etwa Kartoffeln ernten in den Ferien. Alle

meine Cousinen und die meisten meiner Freundinnen halfen bei der Ernte und verdienten sich damit etwas Taschengeld, aber meine Mutter meinte, das sei gewöhnlich. Ich blieb also zu Hause, was mir im Dorf nicht nur den Ruf einbrachte, überheblich zu sein, sondern außerdem zur Folge hatte, dass ich immer knapp bei Kasse war. Außerdem war mein Leben ausgesprochen eintönig, und bei der Kartoffelernte zu helfen, wäre eine willkommene Abwechslung gewesen.

Das Aufregendste, was im Dorf je passiert war, war das Missgeschick der angehenden Lehrerin Lydia, unter der eines Tages der Nachttopf zerbrach, wobei sie sich unaussprechliche dauerhafte Verletzungen zuzog. Die arme Lydia werde ihr Leben lang unter den Folgen des Unfalls zu leiden haben, erklärte meine Mutter meinem Vater, nachdem sie Erste Hilfe geleistet hatte. Meine Eltern hatten einen bedeutungsvollen Blick getauscht, dann mich angesehen und das Thema gewechselt.

Man hatte in aller Eile nach meiner Mutter geschickt, weil sie als Einzige im Dorf etwas von Erster Hilfe verstand. Bevor sie meinen Vater geheiratet hatte und Bäuerin geworden war, hatte sie den Doktor bei der Versorgung werdender Mütter unterstützt. Nun profitierten nur noch kranke Schweine und vorzeitig geborene Kälber und Lämmer von ihren Künsten - außer bei Notfällen wie Lydias.

Als der Teig, den meine Mutter bearbeitete, unter ihren Fingern ebenso weich geknetet war wie ich, fuhr sie fort.

»Gut«, sagte sie und versetzte dem Teig einen letzten Klaps. »Dann wäre das also geklärt. Du wirst Krankenschwester. Gleich nach der Zuckerrübenernte werde ich mich um einen Ausbildungsplatz für dich kümmern.«

Die Zuckerrübenernte hatte oberste Priorität. Neben den Schweinen waren Zuckerrüben unsere Haupteinnahmequelle, und so hatte ihre Ernte vor allem anderen Vorrang, da die Fabrik uns nur ein knappes Zeitfenster für die Anlieferung zugestand. Aber immerhin war die Frage nach meiner Zukunft wunderbar unkompliziert und schnell gelöst worden. Wie schön.

Meine Mutter wischte sich das Mehl von den Fingern, breitete ein sauberes Küchenhandtuch über den Brotteig und legte diesen zum Gehen in die Nähe des Feuers. Sie fragte mich nicht nach meiner Meinung zu der Berufswahl, die sie für mich getroffen hatte, und ich wagte nicht, ihr zu widersprechen.

Ich spreche bis heute selten meine Meinung offen aus, außer ich werde ausdrücklich dazu aufgefordert, wobei ich dann stets darauf bedacht bin, nur Dinge zu sagen, die andere hören wollen. Das sorgt zuweilen für einige Verwirrung bei meinen Freunden wie auch bei meinen

Feinden, da niemand sicher sagen kann, auf welcher Seite ich stehe.

Meine Mutter herrschte mit absoluter Autorität über mich. Wenn sie »Nein« sagte – was häufig der Fall war –, dann sagte sie es laut und deutlich und in einem Tonfall, der klarmachte, dass Widerstand zwecklos war. Auch fühlte sie sich nie bemüßigt, eine Entscheidung zu begründen oder auch nur ihre Motive zu erläutern. Was sie sagte, war Gesetz. Ihr Erziehungsstil war simpel und geradlinig. Er stützte sich auf ein paar Regeln, über deren Einhaltung sie mit großer Strenge wachte. Sätze wie »Kinder soll man sehen, aber nicht hören«, »Ein Klaps hat noch keinem geschadet« und dergleichen Maximen hatten sich unauslöschlich in mein Hirn eingebrannt.

Wenn ich doch einmal aufbegehrte, was nur sehr selten vorkam, da ich wusste, was mir dann blühte, wurde ich unweigerlich unsanft auf meinen Platz innerhalb der Familienhierarchie verwiesen, oft genug unter Zuhilfenahme des nächstbesten stumpfen Gegenstands. Meine Mutter verwirrte mich niemals durch Inkonsequenz, und wir wussten beide immer ganz genau, wo wir standen: Sie gab eindeutig den Ton an. Und mit der Zeit hatte ich mich daran gewöhnt und fand es sogar ganz angenehm, dass es eine klare Marschrichtung gab und mir die meisten Entscheidungen abgenommen wurden.

Nachdem meine Mutter die Vorteile erwogen und beschlossen hatte, dass ich Krankenschwester werden sollte, hielt sie sich nicht weiter damit auf, über eventuelle Nachteile nachzudenken. Dass ich gänzlich ungeeignet war für diesen Beruf, war kein Hindernis, ihn nicht zu ergreifen. Hierfür hätte es schon eines triftigeren Grunds bedurft, und da niemand einen vorbrachte, blieb es dabei.

Ich hatte eine »gute« Schulbildung genossen, was im Klartext hieß, dass ich mit elf ein Stipendium ergattert hatte, das es mir erlaubte, die neun Meilen entfernte Sekundarschule für Mädchen zu besuchen, wo ich mich die folgenden sechs Jahre abstrampelte, um mit den Schülerinnen mitzuhalten, deren Eltern Schulgebühren bezahlten. Was die schulischen Leistungen betraf, war das nicht allzu schwer.

Nach sechs Jahren an besagter Schule hatte ich einige schlechte Angewohnheiten der Reichen übernommen und mir genug von ihrem Akzent angeeignet, um von meinen Cousins und Freundinnen aus Grundschultagen ausgelacht zu werden, die mich längst als hochnäsig abgestempelt hatten und mieden.

Was ich aber auch nach all den Jahren nicht gelernt hatte, war zwangloses Essen, sodass ich bei den Schulmahlzeiten auf ähnliche Ablehnung stieß. Die reichen Mädchen bezeichneten sie als »Imbiss«. Bei uns daheim bestand ein »Imbiss« aus einem Käsebrot, ein oder zwei

Stück Blaubeerkuchen und Gebäck mit Konfitüre, das mein Vater mit zur Arbeit nahm. Er aß es gegen zehn Uhr am Vormittag, bei gutem Wetter im Schatten einer Hecke, bei Regen im Stehen, die Beine mit einem Sack umwickelt, um sie gegen Nässe zu schützen. Er schnitt sein Essen mit demselben Klappmesser, mit dem er seinen Tabak schnitt, in mundgerechte Stücke, und trank dazu kalten Tee. Die Vögel versammelten sich um ihn und balgten sich um die Krümel, die er ihnen zuwarf.

Die Kunst, entspannt zu essen, gehörte zu den Dingen, die meine Mutter mich nicht gelehrt hatte. Bei uns war Essen eine ernste Angelegenheit, die man nicht auf die leichte Schulter nahm. Meine Mutter achtete sehr auf gutes Benehmen, insbesondere bei Tisch. Nicht nur Sprechen war bei den Mahlzeiten verpönt. Auch jedes sonstige Geräusch wurde je nach ihrer Laune mit einem sanften oder auch kräftigeren Klaps bestraft sowie mit einer schroffen Ermahnung, dass ich noch mehr davon haben könne, wenn ich mich nicht auf meine Tischmanieren besann. Der Lärm, den einige der Mädchen aus gutem Hause beim Essen in der Schule machten, ganz egal, was auf den Tisch kam, hätte den Glauben meiner Mutter in das Großbürgertum nachhaltig erschüttert.

Die Bestimmung meiner beruflichen Laufbahn hatte meiner Mutter nicht mehr Kopfzerbrechen bereitet als meine ganze Erziehung. Beides hatte sie mit der gleichen

geradlinigen Entschlossenheit gelöst. Mithilfe eines
Ausschlussverfahrens, das sie beim Teigkneten durchlaufen
hatte, war ein Lehrerstudium von Anfang an nicht infrage
gekommen. Allein der Umstand, dass die Schulleiterin
bestimmt hatte, ich solle diese Laufbahn einschlagen, hatte
genügt, um diese Berufswahl von vornherein
auszuschließen. Meine Mutter ließ sich aus Prinzip nichts
vorschreiben. Sie traf ihre eigenen Entscheidungen.

Kapitel 2

Als auch die letzten Zuckerrüben an die Fabrik geliefert worden waren und gerade nichts Wichtiges anstand, widmete meine Mutter sich der Aufgabe, mich loszuwerden. Nachdem sie die Angelegenheit erst einmal in die Hand genommen hatte, packte sie der Ehrgeiz, und sie schien es plötzlich ebenso eilig zu haben wie die Schulleiterin. Sie widmete sich der Herausforderung, einen Ausbildungsplatz für mich zu finden, mit dem Eifer einer Lady, die den Debütantinnenball ihrer Tochter plant.

Wir lebten auf einer kleinen Farm in einem abgelegenen, windigen Teil von Lincolnshire. Unser Haus stand am Ende eines langen, schlammigen Weges. Es wurde eingerahmt von zwei Eichen auf der einen und einem uralten Gebäude auf der anderen Seite, das wir euphemistisch als Scheune bezeichneten. Gleich neben der Küchentür befand sich ein großer, stinkender Schweinestall. Es gab weit und breit kein anderes Haus und auch sonst nichts, was die Eintönigkeit der Landschaft unterbrochen hätte – abgesehen von der Eisenbahnstrecke, die am Garten vorbeiführte, was zur Folge hatte, dass jedes Mal, wenn Züge vorbeifuhren, im Schlafzimmer der Putz von der Decke rieselte.

Am Ende des Gartens befand sich auch das Klo, oder das »WC«, wie mein Vater es nannte, obwohl es nichts mit der amerikanischen Variante einer Toilette gemein hatte. Stattdessen handelte es sich nur um ein schiefes Holzhäuschen, das durch einen von Ratten bevölkerten Bach vom Haus getrennt war. Saß man auf dem Klo, wenn gerade ein Zug vorbeiratterte, schauten die Fahrgäste und der Heizer zu einem herüber und winkten, weil die Tür eines Tages aus den Angeln gekippt war und mein Vater sich nicht die Mühe gemacht hatte, sie zu reparieren, sodass sie nur lose am Wasserfass lehnte.

»Hinterm Haus«, wie meine Mutter das Klo nannte, war eigentlich nur im Sommer nutzbar. Dann wucherten lila Weidenröschen, Silberblatt und Brennnesseln um die Öffnung herum und sogar durch die Bodenbretter und die Risse im Donnerbalken, sodass man sehr vorsichtig sein musste, bevor man sich hinsetzte, aber wenigstens eine gewisse Privatsphäre genoss. Im Winter hingegen war es dort kalt und zugig, und man suchte das Klo nur auf, wenn es gar nicht anders ging und man für den Toilettengang entsprechende Vorkehrungen getroffen hatte. Bei schlechtem Wetter gingen wir nur warm angezogen mit Handschuhen, Schal und Mütze auf die Toilette, und wenn es regnete, kamen noch Gummistiefel und ein Regenschirm hinzu. Nach Einbruch der Dunkelheit war zudem eine Sturmlampe vonnöten, damit man nicht in den Bach fiel.

Ein falscher Schritt, und man stand bis zu den Knien im Wasser, versank im Schlamm und scheuchte die Ratten auf, die nach allen Seiten davonestoben.

In dem windschiefen Häuschen gab es einen Sitz mit einem Loch in der Mitte über einem Zinkeimer. Der Eimer musste einmal wöchentlich geleert werden, manchmal auch zweimal, wenn wir Besuch hatten oder jemand in der Familie an einem Magen-Darm-Infekt litt. Mein Vater verrichtete diese Aufgabe immer am Samstagabend vor seinem Bad. Meine Mutter hatte bestimmt, dass er als Letzter badete.

Aber der größte Nachteil unseres Außenklos war wohl, dass es nur von jeweils einer Person genutzt werden konnte. Eine meiner Tanten, die im Dorf lebte, hatte ein Häuschen, in dem locker drei Personen gleichzeitig Platz hatten. Die Löcher waren sogar unterschiedlich groß. Ich habe nie erlebt, dass alle Plätze besetzt gewesen wären, doch das Ganze strahlte einen gewissen Komfort aus, der unserem Klo gänzlich fehlte. Gebaut war es aus solidem Mahagoniholz, und auf dem Boden lag immer eine Matte aus Kokosfasern. Meine Mutter bezeichnete es als Angeberei, aber mir gefiel es, und ich fand, dass es den Abort verschönerte und ihm einen Hauch von Gemütlichkeit verlieh.

Die Sturmlampe war im Übrigen nicht nur nützlich, um einen Sturz in den Bach zu vermeiden. Im Lichtschein

konnte man auch die Artikel auf dem zerschnittenen Zeitungspapier lesen, das an einer Schnur an der Wand hing. Als ich von daheim fortging, waren diese Zeitungsquadrate die einzige richtige Lektüre, die mir je zur Verfügung gestanden hatte. Natürlich abgesehen von meinen Schulbüchern und Auszügen aus Groschenromanen wie *Peg's Paper*.

Im Haus benutzten wir Öllampen und Kerzen, wenn wir Licht brauchten, und Herd und Ofen wurden mit Kohlen befeuert. Meine Mutter war die Tochter eines Grubenarbeiters und lebte in der ständigen Angst, dass uns eines Tages wegen eines Streiks oder eines sonstigen Unglücks die Kohlen ausgehen könnten, weshalb sie überall Vorräte anlegte: unter den Hecken, unter dem Apfelbaum im Vorgarten, vor dem Eingang zum Schweinestall, so dass man kaum noch hineinkam, im Waschhaus und in der Scheune. Einen Kohlenschuppen besaßen wir nicht, da der letzte schon lange in sich zusammengefallen war.

Die Kohlenvorräte waren allerdings nur zum Teil auf Panikkäufe im Sommer zurückzuführen, wenn die Preise niedriger waren. Als kleine Anerkennung für mein freundliches Winken, wenn ich auf dem Klo saß und sie vorbeifuhren, warfen die Zugführer mir große Brocken Kohle zu, die fast vor meinen Füßen landeten und unseren Vorrat nicht unerheblich mehrten. Für gewöhnlich war es

Kohle bester Qualität, die das Freitagsgebäck noch mehr schwärzte und uns nachts den Schweiß aus allen Poren trieb.

Was unsere Ölvorräte betraf, sah es weniger gut aus. Der Öllieferant ließ sich nur blicken, wenn ihm danach war, aber auch dann führte er nur begrenzte Mengen mit sich, je nachdem, was sein Karren fasste und welches Gewicht sein Klepper zu ziehen geneigt war. Immerhin hatte er ein großes Gebiet mit vielen abgelegenen Höfen zu beliefern.

Da meiner Mutter diese Widrigkeiten nur zu vertraut waren, ging sie sehr sparsam mit Brennstoffen um und machte erst Licht, wenn man die Hand nicht mehr vor Augen sah. Bis es so weit war, war das Feuer unsere einzige Lichtquelle.

Ihre Knauserigkeit hängt mir bis heute nach. Sobald der Tag sich dem Ende neigt und die Dunkelheit ins Haus kriecht, mache ich überall Licht. Meine Stromrechnung ist dementsprechend hoch. Ich bin der Prototyp des Verbrauchers, an den sich alle Ermahnungen zum Energiesparen richten. Und ich gehöre auch zu denen, die oft erst bezahlen, wenn die letzte Mahnung ins Haus flattert. Die Abenddämmerung hat für mich nichts Romantisches, und ich kann auch dem Herbst nichts abgewinnen, egal wie sehr andere von den geisterhaften Nebelschwaden und der Erntezeit schwärmen mögen.

An einem Abend im Herbst nahm meine Mutter sich schließlich vor, die Suche nach einem Ausbildungsplatz in einem Krankenhaus für mich in Angriff zu nehmen. Nach dem Abendessen, als die Schweine schon gefüttert waren und meine Mutter die Kartoffelschalen und anderen Delikatessen für die Fütterung am nächsten Tag gekocht, die Hühner eingesperrt, am Brunnen einen Eimer Wasser für den kommenden Morgen geschöpft und das Feuer im Ofen angestochen hatte, nahm sie am Tisch Platz und setzte gleich mehrere Bewerbungsschreiben auf. Allerdings war das schwieriger, als man meinen sollte.

Über dem Tisch baumelte eine Lampe an einer Kette, die an einem Deckenbalken befestigt war. Ein plötzlicher Windstoß, der durch den Kamin fegte, oder eine zornig zugeschlagene Tür genügte, um die Lampe ins Pendeln oder sogar kreisförmig zum Schwingen zu bringen, je nachdem, wie heftig der Luftzug war. Wenn das geschah, machte das wechselhafte Spiel von Licht und Schatten alle Tätigkeiten fast unmöglich, die eine klare Sicht erforderten, wie Lesen, Nähen oder eben Briefe schreiben. Man musste warten, bis die Lampe wieder still hing. Doch selbst dann lag der Tischabschnitt, der eben genug war, um als Schreibunterlage zu dienen, in so tiefer Dunkelheit, dass bald Flecken das sorgfältig ausgebreitete Briefpapier verunstalteten.

Obgleich meine Mutter mich öfter um Rat fragte beim Buchstabieren schwieriger Wörter, hatte sie einen eigenwilligen Schreibstil. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie mich nach der richtigen Schreibweise von »hochachtungsvoll« gefragt hätte, ich kann also nur vermuten, dass sie es so schrieb wie in allen anderen offiziellen Briefen, die sie regelmäßig mit der Höflichkeitsfloskel schloss: »Hoch Achtungsvoll«. Familiärere Briefe an Bekannte oder später auch an mich endeten unweigerlich mit einem »Halt die Oren staif«, was mir jedes Mal ein Lächeln entlockte.

Meine Mutter bombardierte nicht nur sämtliche Krankenhäuser, von denen sie je gehört hatte (und noch ein paar mehr), mit weitschweifigen Lobeshymnen auf meine Tugenden und schulischen Leistungen, sondern erbat auch von jedem im Umkreis, der einen gewissen Stand hatte, ein Empfehlungsschreiben, auch wenn die meisten dieser Leute mir noch nie begegnet waren.

Wenn ihre Bittschriften Erfolg hatten und sie tatsächlich eine Antwort erhielt, öffnete sie den Umschlag über Wasserdampf und las den Inhalt sorgfältig. Enthielt das Schreiben einen Begriff oder einen Satz, der ihr nicht gefiel, kratzte sie ihn vorsichtig vom Papier und fügte in die entsprechende Stelle eine Formulierung ein, die ihr angemessener erschien, oder ließ sie frei. Offenbar vertrat sie den Standpunkt, dass man fremden Leuten nicht alles

auf die Nase binden sollte – schon gar nicht Negatives. War es vollbracht, versiegelte sie das Kuvert wieder mithilfe von Briefmarkenrandstücken. Zwar sah der Umschlag hinterher nicht mehr ganz so astrein aus, aber das war allemal besser, als ungeschönte Empfehlungen abzuschicken, die mir möglicherweise mehr schaden als nützen würden. Außerdem verlieh das eigenwillige »Siegel« den Umschlägen eine besondere Note.

Nachdem dann ihre Anschreiben fertig formuliert waren, steckte sie alles in einen Umschlag, den sie ebenfalls mit Klebepapier verschloss, und trug mir auf, diesen zum Postamt zu bringen. Hierfür musste ich drei Meilen einer steilen, gewundenen Straße folgen, die den Hügel hinaufführte, der für mich den Tag symbolisierte, an dem ich meinen Glauben verloren hatte.

Als ich sieben war, durchlebte ich eine Phase großer Frömmigkeit, die damit begann, dass Gott mit Unterstützung einer meiner Tanten ein zerrissenes Hutband ausbesserte, ohne dass meine Mutter etwas davon mitbekam. Meine Mutter hasste Näharbeiten. Sie sagte immer, dass allein der Gedanke daran ausreiche, um sie in tiefste Verzweiflung zu stürzen, so dass ich gut daran täte, ihr diese lästige Pflicht möglichst zu ersparen.

Als dann das Hutband riss, als ich meine Kopfbedeckung an einem Sonntagabend nach dem Kirchgang abnahm, betete ich fast ununterbrochen bis zum darauffolgenden

Sonntag, dass ein Wunder geschehen möge, um das Hutband zu richten. Und Gott erhörte mich und sorgte auf seinen damals wie heute unergründlichen Wegen dafür, dass mir Mutters Zorn erspart blieb: Nur Minuten bevor meine Mutter den Hut aus dem Seidenpapier wickeln und den Schaden entdecken würde, tauchte unerwartet meine Tante auf. Sie holte anstelle meiner Mutter den Hut aus der Schachtel, nähte das Band wieder fest und entließ ihre grenzenlos erleichterte Nichte in die Sonntagsschule.

Zwar ahnte sie selbst wohl nicht, dass Gott sie berufen hatte, sein Werk auf Erden zu tun, aber mir war klar, dass niemand Geringerer als der Herr selbst sie geschickt hatte, woraufhin ich aus tiefster Seele an ihn glaubte, bis zu dem Fiasko mit dem Hügel, wodurch mein Glaube unwiderruflich Schaden nahm: Ich hatte ebenso inbrünstig gebetet, dass dieser Hügel verschwinden möge, wie ich um die Reparatur des Hutbands gebetet hatte, aber diesmal wurde ich nicht erhört. Er ragte weiter zwischen meinem Zuhause und dem Dorf auf, womit für mich widerlegt war, dass der Glaube Berge versetzen könne. Schließlich hatte es nicht einmal für einen Hügel gereicht.

Kapitel 3

Die Antworten auf Mutters Briefe kamen nur schleppend. »Kein Grund zur Beunruhigung«, sagte sie, als ich anfing, mir Sorgen zu machen. »Weihnachten steht vor der Tür, da haben die Krankenhäuser sicher Wichtigeres zu tun, als Briefe an Leute wie uns aufzusetzen.« Das klang plausibel, andererseits konnte durchaus auch der Postbote für die eine oder andere Verzögerung verantwortlich sein.

Wenn Briefe zu schreiben dort, wo wir lebten, schon mühselig war, war es nicht minder problematisch, welche zugestellt zu bekommen. Wie der Lampenöhlhändler kam auch der Postbote nur, wenn das Wetter, seine Gesundheit und das jeweilige Arbeitsaufkommen es zuließen, da er zugleich der Schmied, Bestatter und Stellmacher war. Die Briefzustellung war mehr eine Nebenbeschäftigung und stand ganz unten auf seiner Prioritätenliste. Postkarten mit trivialem Inhalt wie »Ich wünschte, du wärst hier bei mir« wurden gelesen und zu den Rundschreiben und anderen unwichtigen Sendungen gelegt, bis er Zeit fand, sich mit ihrer Zustellung zu befassen. Auch bei Telegrammen musste es um Leben und Tod gehen, damit er ihretwegen die Arbeit an einem Sargdeckel unterbrach.